

## Das aktuelle theologische Buch

♦ Hauke, Manfred / Hoping, Helmut (Hg.): Der Diakonat. Geschichte und Theologie. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2019. (416) Kart. Euro 39,95 (D) / Euro 41,10 (A) / CHF 40,73. ISBN 978-3-7917-3100-1.

Der vorliegende Band bildet eine internationale Tagung zum Thema „Das spezifische Profil des Diakonates“ an der theologischen Fakultät von Lugano 2014 ab. Er schließt folgendermaßen:

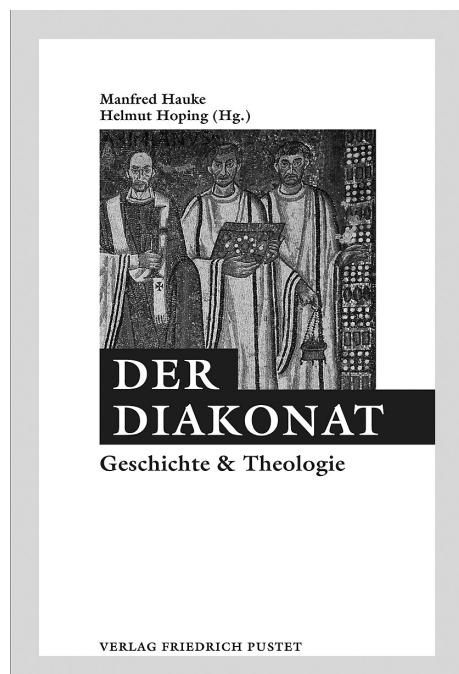
„Wir können heute sagen, dass die Amtseinführung der Diakonissen in den Apostolischen Konstitutionen und im byzantinischen Euchologion eine Weihe war, eine feierliche Segnung, ja sogar eine ‚Ordination‘, dass sie aber keineswegs identisch war mit der Diakonenweihe, die sich in das Amtspriestertum eingliedert mit den Stufen des Episkopats, des Presbyterats sowie des Diakonates.“

Die Unmöglichkeit des sakramentalen Diakonats für Frauen darf freilich nicht als Zurückweisung des weiblichen Dienstes in der Kirche gesehen werden. Dieser Dienst hat eine gewaltige Bedeutung, vor allem im Bereich der Glaubensvermittlung und der Werke der Nächstenliebe“ [...]. Nicht vergessen werden sollte dabei das gottgeweihte Leben, das mit der Jungfrauenweihe verbunden ist.“ (394)

Diente dieses Symposium in Lugano indirekt dazu, dem Diakonat der Frau eine Absage zu erteilen?

Die inhaltliche Struktur des Bandes ist vorwiegend historisch fokussiert: biblische Grundlegung, kappadokische Väter, römische Liturgie, byzantinische Liturgie und der große Schritt zum II. Vatikanum, Diakonat der Frau.

Die aktuelle deutschsprachige Diskussion zum Profil des Diakonates wird von Matthias Mühl bilanziert – allerdings blendet er die Diskurse des Internationalen Diakonatzentrums (<http://diaconia-idz.org/>) und seiner Zeitschrift „Diakonia Christi“ aus. Enzo Petrolino berichtet das spezifische Profil des Diakonates in den Dokumenten des Heiligen Stuhls und des päpstlichen Lehramtes. Das Dokument der Internationalen Theologen Kommission wird inhaltlich und im Blick auf dessen Rezeption von



dem spanischen Theologen *Santiago del Cura Elena* stimmig und auch diskursiv dargestellt.

Helmut Hoping erörtert den Zusammenhang von Diakonat und Presbyterat und Manfred Hauke die Diskussion zur spezifischen Christus-repräsentation des Presbyters und Diakons.

Grundsätzlich besteht die Anfrage nach dem theologischen Paradigmenwechsel, ob also Theologie vor allem in historisch rückwärts-gewandtem Argumentieren verharren kann. Ist sie nicht vielmehr geradezu verpflichtet, aufgrund der Anforderungen und der Hermeneutik im Sinne der „Zeichen der Zeit“ nach vorne weiterzusuchen? Dazu gehört unweigerlich die Frage, welches Profil und welche Qualität von Diakonat die katholische Kirche für eine glaubwürdige und stimmige Kommunikation mit den Armen, Ausgegrenzten, Verletzlichen und eben auch mit den Frauen heute braucht.

Die Abhandlung von Manfred Hauke, Die Geschichte der Diakonissen (361 ff.), bezieht sich auf Aimé-Georges Martimorts historische Einblicke, ist aber im Blick auf die weiteren Diskurse zum Diakonat der Frau als ordiniertes Amt kontextuell weder lösungsorientiert noch ergebnisoffen.

Dieser Band versagt insofern, als er im Blick auf den Diakonat der Frau keinerlei Perspektiven aufzeigt und nur retrospektiv argumentiert.

Mit einer solchen Theologie des Diakonates werden wir in unserer Kirche nicht weiterkommen. Die Ent-Würdigung von Frauen, denen man zwar in der Taufe die volle Würde der Gotteskindschaft zuspricht, denen man aber aufgrund von historischen Bezügen die Ordination zu Diakoninnen vorenthält, wird in diesem Band nicht zukunftsorientiert thematisiert. Muten wir damit nicht einem der nächsten Päpste zu, sich dafür entschuldigen zu müssen, wie die Kirche mit Frauen und Ordination bisher umgegangen ist und bis heute umgeht? Man kann durch falsche theologische Gewichtungen und schräge Koordinaten erneut jene Wegkreuzungen verpassen, die dieses Problem endlich sanieren könnten.

Erstaunlich an diesem Band ist, dass der Diskurs in der mehrsprachigen Zeitschrift „*Diaconia Christi*“ so gut wie nicht aufgegriffen wird. Das Internationale Diakonatzentrum arbeitet seit Jahrzehnten an der Profildiskussion des Diakonates. So gab es beispielsweise eine große internationale Konferenz von CELAM in Bogotá mit dem Internationalen Diakonatzentrum (IDZ), an der alle lateinamerikanischen Bischofskonferenzen beteiligt waren – sowie viele Themenhefte der „*Diaconia Christi*“. Wenn vorwiegend selbstreferentiell und ohne kritische Auseinandersetzung mit solchen anderen Diskursen vorgegangen wird, ist es nicht verwunderlich, wenn so keine innovative Relevanz entwickelt wird. Diese fehlende Rezeption der – mehrsprachigen – Beiträge in *Diaconia Christi*, die nicht nur für die deutschsprachige Diskussion äußerst wichtig sind, ist ein grobes Defizit des wissenschaftlichen Vorgehens dieses Bandes.

Man kann schon das Handeln des Diakons *in persona Christi Capitis* (310–339) und die Zuordnung von Bischof, Priester und Diakon immer wieder erneut problematisieren. Theologische Gesichtspunkte, ob etwa Jesus Christus auch in einer Frau – z. B. in Maria Magdalena und ihrer besonderen Sendung – repräsentiert wird, werden nicht aufgegriffen.

Man würde der Sendung der katholischen Kirche mehr dienen, wenn man andere „mutige

Vorschläge“ macht, auf deren Basis weitere sinnvolle Entscheidungen gefällt werden können.

So argumentiert *Manfred Hauke* in seinem Beitrag, *Die Geschichte der Diakonissen ...* (361–394) gegen ein Diakonat von Frauen, weil in 1 Tim 3,11 Frauen das Lehren in der liturgischen Versammlung verboten wird.

Wenn eine solche Theologie wirklich stichhaltig und kompetent sein sollte, müssten dann nicht auch die Verse 2.4.5 desselben Kapitels in 1 Tim als Maßstab gelten:

„<sup>2</sup> Deshalb soll der Bischof ein Mann ohne Tadel sein, nur einmal verheiratet, nüchtern, besonnen, von würdiger Haltung, gastfreundlich, fähig zu lehren. [...] <sup>4</sup> Er soll ein guter Familienvater sein und seine Kinder zu Gehorsam und allem Anstand erziehen. <sup>5</sup> Wer seinem eigenen Hauswesen nicht vorstehen kann, wie soll der für die Kirche Gottes sorgen?“

Und: Müssten nicht diese gordischen Knoten einer rückwärtsgewandten Hermeneutik – endlich – aufgelöst werden? Ansonsten beschädigt sich unsere Kirche in Gegenwart und Zukunft von innen heraus selbst. Die Drohung, es komme dann zu einer Spaltung der Kirche, ist redundant: Zu viele Frauen haben sich von der Kirche doch schon längst abgespalten, indem sie diese verlassen haben.

Stößt es heute nicht erschreckend und peinlich auf, dass Frauen erst im vergangenen Jahrhundert spät – viel zu spät – Theologie studieren konnten? Erst 1969 hat eine Frau an der Universität Bonn in Katholischer Theologie promovieren können. Lehrerinnen mussten bis in das 20. Jahrhundert unverheiratet sein. Indigene wurden über Jahrhunderte hinweg nicht zur Priesterweihe zugelassen. Die Kirche hat sich mehr an patriarchalen und kulturellen Mustern – was in den Gesellschaften jeweils üblich war – als am Evangelium orientiert. Soll sie eigentlich so weitermachen?

*Matthias Mühl* zeichnet in seinem Beitrag „*Die deutschsprachige Diskussion über das Profil des Diakonats*“ (157 ff.) einen Überblick, aber auch einen Ausblick: Der Diakon sei weder „halber Laie“ noch Brückenbauer zwischen „Hierarchie und Volk Gottes“, weder „geweihte Hilfskraft“ noch „geweihter Sozialarbeiter“. Vielmehr ist der Diakon „Gesandter Christi“ (173) für die Dimensionen des Ministeriums

Diaconia. Im Anschluss an Papst Franziskus optiert er zurecht für ein Diakonat, das hinausgeht „auf die Straßen“, ohne Scheu, sich zu „verletzen und zu beschmutzen“, um „alle, ohne Ausnahmen“ zu erreichen und mit Walter Kasper das Diakonat zum „Vor- und Horchposten, Vorreiter und [zur] Avantgarde in der Kirche“ zu machen. (175) Das spezifische Profil des Diakonates wird umso erkennbarer werden, je mehr es Dienst des Diakons ist, „an den Rand und [die] Bruchzonen von Kirche und Gesellschaft“ zu gehen, um dort für die Menschen da zu sein. „Und je mehr im Dienst des Diakons etwas von der διάκονία Jesu Christi erfahrbar wird, desto mehr wird er für die Menschen zum „Sinnbild für die Kirche“ werden und damit zu dem, zu dem er bestellt ist: zum Gesandten Jesu Christi. (175)

Den Zusammenhang zwischen Diakonat und Presbyterat reflektiert *Helmut Hoping* mit dem redundanten Ergebnis, dass der Diakonat Teil der kirchlichen Hierarchie ist. Der Diakon handle aufgrund seiner Weihe in persona Christi, der Haupt und Herr der Kirche ist, „aber nicht in persona Christi capitatis Ecclesiae, wie es Bischof und Priester ihrem Hirtendienst und bei der Darbringung der Eucharistie tun.“ (299) Wenn man von einem diakonalen Sacerdotium spricht, ist damit offensichtlich „eine besondere Gleichförmigkeit mit Christus“ gemeint. (299) „In dieser Gleichförmigkeit gründet sein Dienst in der Liturgie, Verkündigung und Diakonie. Zu seinem Dienst gehören auch einzelne Dienste wie die Altarassistenz, Evangeliumsverkündigung und die Predigt in der Feier der heiligen Messe, die Handsegnung mit dem Kreuzzeichen und der eucharistische Segen, die ohne Zweifel einen sazerdotalen Charakter haben.“ (299)

Aber: Warum ist der sazerdotalen Charakter so wichtig?

*Giuseppe Como*, Der Diakon im Leben der Kirche (145 ff.), ist ein interessanter, praxisnaher Erfahrungsbericht aus der Diözese Mailand. „Der ständige Diakonat ist aber nicht eine andere Art, Laie zu sein, sondern eine Art, Klerus zu sein.“ (147) Seine Überlegungen zu Diakonen und ihren Familien sind alltagsrelevant.

„Das Diakonenamt hat in einigen Fällen der Paarbeziehung eine öffentlichere Dimensi-

on gegeben. Der Diakon bekennst seine Mühe, dass er mit seiner Frau auf dem Glaubensweg nicht mehr an der gleichen Eucharistie teilnehmen kann. Es ist also notwendig geworden, gemeinsame Momente zur ‚Glaubenskommunikation‘ mit der Ehefrau zu finden. Einige denken gemeinsam mit Ehefrau über das Wort Gottes nach oder bereiten zusammen mit ihr einige Anregungen für die Predigt vor. Es handelt sich – meiner Meinung nach – nicht einfach um Lebensstrategien als Paar, sondern aus der Sicht des Weiheamtes um eine andere Perspektive, aus der das Evangelium verkündet wird.“ (153)

Die in diesem Band in aller Breite geführte Diskussion um die Weise der *repraesentatio Christi* im Weiheamt führt in die Aporie. Sie ist inhaltlich wenig zielführend, in Bezug auf das Rekurrieren auf die Tradition der Kirche allzu vage und vergisst zu allem Überfluss, dass sie tendenziell zu sehr eine selbstreferentielle, im engsten Expertenkreis geführte Debatte ist. Das Volk in seiner Sendung – auch der von Frauen – wird dabei ordinationstheologisch ausgeschlossen, geradezu eliminiert. Wird dieses Thema vielleicht nur deshalb so intensiv ausgebreitet, weil es den Autoren um der Verhinderung des Diakonats für die Frau wegen so opportun erscheint; schließlich scheint sie kompatibel mit der Argumentation in *Ordinatio sacerdotalis*:

Der Dienst der Diakone hat sich wesentlich daran zu orientieren, die Kirche im Ganzen und die einzelnen Gemeinden zu diakonischen Gemeinschaften werden zu lassen. Das Fehlen dieser eigentlichen Zielbestimmung führt immer wieder zur Frage: Was kann der Diakon, was der Laie nicht kann? Dabei sieht man die Funktion des Ministeriums insgesamt, das gesamte Volk Gottes in seiner diakonischen Sendung zu fördern und zu leiten, zu wenig. Erst von einer solchen Sicht her lässt sich vom Diakonat als einem sakramentalen Amt sprechen, das auf spezifische Weise durch die *sacra potestas* ermöglicht wird.

Handelt denn der Diakon nicht in spezifischer Weise *in persona Christi capitatis*, wenn er in der Feier der Messe am Tisch des Wortes das Evangelium verkündet und am Tisch des heiligen Mahles bei der Darbringung der Eucharistie beteiligt ist?

„Schon auf der Ebene der Konzilsexegese scheint es nicht möglich, den Diakon von der Repräsentation Christi des Hauptes auszuschließen. *Lumen gentium* spricht von der dreifachen Diakonie (der Liturgie, des Wortes, und der Caritas), beschreibt aber auch Leitungsaufgaben des Diakons, so unter anderem ‚feierlich die Taufe zu spenden‘, ‚dem Gottesdienst und dem Gebet der Gläubigen vorzustehen‘ sowie ‚den Beerdigungsritus zu leiten‘. Ist ein Vorstehen im Namen Christi denkbar, das etwas anderes wäre als ein Handeln in der Person Christi als des Hauptes der Kirche?“ (so zurecht *Manfred Hauke*, 350)

Es sollte endlich um ein Traditionsverständnis gehen, dass Tradition als Lernen von Pluralität zu verstehen ist. Die Amtsfrage in ihrem Auf und Ab ist doch ein schlagendes Beispiel für Pluralität und Freiheit der Kirche für sinnstiftende Konzepte, die unsere Väter und Mütter bereits ausgelotet und realisiert haben. Tradition erinnert recht verstanden legitime Innovationen, gerade nicht Versteinerungen im theologischen Denken und Suchen.

Ein richtungsweisendes Resümee zu dieser kritischen Rückfrage kommt mit Bezug auf Gisbert Greshake vom Liturgiewissenschaftler *Winfried Haunerland*: „Die liturgische Entwicklung und die verschiedenen Aufgaben, die Diakone im Laufe der Zeit übernommen haben, lassen vermuten, dass das spezifische Profil des Diakonats nicht einfach aus der Geschichte erhoben werden kann, sondern auch von der Kirche selbst immer wieder modelliert werden muss. Insofern reichen nicht weitere Forschungen und theologische Theorieentwürfe [...]“ (100)

Diese These ist eine der wichtigsten des Bandes. Sie gilt gerade auch für die zähe und unglaublich Abriegelung der Entscheidung für den Diakonat für Frauen. Theologisch stimmig wäre, dass die Kirche sehr wohl in der Lage ist, im Hören auf das Wirken des Heiligen Geistes ihre Ämter weiterzuentwickeln und zu ordnen – und die „Zeichen der Zeit“ zu erkennen.

*Tübingen*

*Albert Biesinger*